

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 47

Artikel: Drei Leben [Fortsetzung]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Iules Werber, Spitalgasse 24, Bern

18. November

== Vermißt. ==

Don Clara Blüthger.

Mein Denken sucht umsonst, wo du jetzt bist —
Ein karger Zettel meldet nur: Vermißt —
Ob dich verwundend eine Kugel traf?
Schläfst du wohl schon den allerlehten Schlaf?
Dein Flugzeug, das keck und froh gesteuert,
Liegt es, zershellt, in Feindesland verheuert?
Du Einz'ger, der den Kopf so stolz getragen,
Wohl hinterrücks von Menschenhand erschlagen —
Nur einer bist du in der großen Schar,
Und alles ist so wie es vordem war —

Die Lampe schickt wie sonst ihr mildes Licht,
Der Vater beugt sein schmales Angesicht
Auf seines Buches dichte Zeilenbreite
Ganz so wie sonst — doch wendet keine Seite.
Wir sehn uns um — was spricht da, wortlos, stumm? —
Ein seltsam Frösteln schleicht um uns herum.
Still steht die Zeit — schluchzend die Sehnsucht irrt
Um jenes Wort, dem keine Antwort wird,
Das Tag und Nacht in unserm Herzen frist,
Das Wort voll Qual, das Zweifelswort: Vermißt.

(Aus: Dr. Nagel, Die Liebestätigkeit der Schweiz im Weltkriege.)

□ □ Drei Leben. □ □

Eine Novelle. Don Rudolf Tribold.

16

Yndia ging hinauf zur Loggia und legte sich auf die Ottomane, um so ruhend die Mondnacht zu genießen. Sie hatte nicht Schlaf, aber ein Bedürfnis zu ruhen, zu sinnieren — die Zauber der Sommernacht umwoben sie, weckten geheime Wünsche, die wie ein flehendes Lied durch ihre Seele zu singen schienen. Sie hatte ihnen doch entsagt — warum plagten sie sie wieder —? Am Tage brachte sie die Wünsche zum Schweigen, aber mit den Sternen schienen sie aufzugehen. —

Yndia war in einen tiefen Schlaf versunken. Selbst das Knurren des Hundes hatte sie nicht mehr vernommen, als dieser aufgestanden und in den Garten hinunter ging. Ein angenehmes Frösteln beschlich sie, weckte sie für eine Sekunde nur, so daß sie nach dem Mantel tastete und sich eng einhüllte, um dann eine wohlige Wärme zu verspüren und tiefatmend sich einem Traume hinzugeben. Es war ihr, sie höre wie aus weiter Ferne das Bellen ihres Hundes — aber die Traumbilder führten sie weg in hochgelegene Gefilde, wo Quellen so seltsam rauschten, an denen singende Nymphen saßen und flötenspielende Faune. Die Töne klangen so weich und lieblich. Sie lauschte mit seelischem Behagen dem Spiele. —

Der Hund war wirklich knurrend aufgestanden und in den Garten hinunter geeilt. Bellend stieß er auf der zweiten Terrasse auf einen Mann. Dieser aber rief ihn gleich an mit „Bächt, Frupp“.

Der Hund knurrte zwar noch, änderte jedoch seine drohende Miene, als er seinen Namen hörte. Gleich fing er an, den Eindringling zu beschnuppern, begann bald zu wedeln, als der Herr leise mit ihm sprach. Der Mond beleuchtete die Gestalt des nächtlichen Besuchers — es war Morner. Der Hund fuhr nach seiner Hand, die ihn streichelte, doch nicht feindlich, sondern schmeichelnd. Leise sprach Hans zu ihm und kam so die Stiege empor, die zum Garten führte. Langsam ging er weiter, bis zur Treppe der Loggia, blieb dann stehen und lauschte. Der Hund betrachtete ihn, fuhr wieder mit der Schnauze nach seiner Hand, als wolle er ihn führen; Morner überließ sich dem Spiel, kam auf die Loggia, aber oben hielt er an, wagte kaum zu atmen, denn er sah Yndia — Er mußte sich an die Säule lehnen, vermochte keinen Schritt weder vorwärts noch rückwärts zu tun. Sein Herz pochte so stark, daß er mit der Hand darnach fuhr, wie um es zum Schweigen zu bringen. Ueber die schlafende Yndia glitt das weiche Licht des Mondes.

Morners Angesicht war blaß und der dunkle Bart erhöhte noch diesen Ausdruck. Die Augen funkelten im Schatten der mächtigen, vorgebauten Stirne. Tief atmete er, die feinen Nasenflügel blähten sich bei jedem Atemzuge. Seine Füße schienen wie an den Boden gefettet, während das vornüber geneigte Haupt und die gewaltig arbeitende Brust vorwärts strebten. Es war als ob ein Frost seinen Körper durchschaure, denn die Gestalt durchfuhr oft ein sekundenlanges, heftiges Zittern. So glied er dem Bilde der fürchterlichsten Aufregung, zum Gegensatz der in Lydia verkörperten Ruhe. Sie schlief fest, die atmende Brust schien sich kaum zu bewegen. Ganz eingehüllt in den Mantel, blieben nur Kopf und Hals frei. Die üppigen Haare umquollen in weichen Wellen das Angesicht, dessen feines Profil sich vom dunklen Gewirr der Locken abhob. Lydias Schönheit hätte nicht harmonischer wirken können; umschmiegt vom weichen Gefälte des Mantels, dessen zarte Farbe vom Lichte des Mondes in ein keusches Weiß gewandelt wurde, atmete jede Linie des Bildes, befreit von irgend einer Pose, Ruhe.

Entrückt von aller Erdschwere, blieb das vornehme Fräulein im tiefen, friedlichen Schlafe für Morner noch immer die Unnahbare, und doch entfesselte die Stille der Nacht eine ihm bisher unbekanntes Leidenschaft. Dämonisch neckte sie ihn, peitschte sein Blut, das ihm heiß in die Wangen stieg — eine wilde, lange verhaltene Sehnsucht raubte ihm jede ruhige Besinnung. Wenn sie tot wäre? — So fragte er sich — oder wenn ich sie töten würde, nur um eine Wehrlöse Sterbende bis zum Wahnsinn zu küssen — — — Ah, was war er ein Narr, das Leben reizte ihn ja, die Gesundheit, die herrliche, kräftige Gesundheit dieses Weibes, das ihm der Inbegriff aller lebendigen, starken Schönheit war, die über den Jammer der Krankheit, die die Welt drückte, stand.

Der wedelnde Hund neben ihm schaute bald auf seine Herrin, bald zu ihm empor. Fripp schien zu erwarten, die Schlafende müsse nun endlich doch erwachen, ging zur Ottomane und legte den Kopf auf Lydias Brust. Hans fuhr zusammen. Leise, doch heftig rief er den Hund zu sich, Fripp aber gehorchte nicht, sondern blieb wedelnd am Lager stehen. Lydia erwachte nicht. Auf einmal, kurz nur, nicht laut, bellte Fripp. Morner kam zu sich und wollte entfliehen, doch ihn bannte etwas so Geheimnisvolles, daß er sich nicht vom Fleck zu rühren vermochte. Er sah, wie Lydia wie im Traum sich des treuen Wächters zu erinnern schien, mit der Hand nach ihm tastete und sie dann sinken ließ. Fripp leckte freudig die Rechte seiner Herrin und darob erwachte sie. Langsam hob sie den Oberkörper, reckte die Arme, so daß die weiten Ärmel zurückfielen. Gähmend rieb sie sich mit der Linken die Augen. Dann auf einmal, als fühle sie die Nähe des Eindringlings, sprang sie vom Lager und sah vor sich im Schatten der Säule die Männergestalt —

Morner konnte die Blicke nicht von Lydias weitgeöffneten Augen wenden. Die Schatten der Wimpern gaben diesen Augen etwas Rätselhaftes, Bannendes. Er sah, wie die Brust des schönen Weibes aufgeregter wogte. Drei Schritte und er wäre bei ihr — aber er vermochte sich nicht zu rühren. Zwischen ihr und ihm schien sich ein tiefer

Schlund zu öffnen — und doch nicht, sie war so nah, er fühlte ihre Wärme wie ein Hauch ihn anwehen. Und doch — die dort stand, sie schien ihm so hoch, so stolz —. Ein Rausch von den widersprechendsten Gefühlen drehte ihn für eine Sekunde lang im Wirbel —. Er wollte etwas sagen, eine Bewegung machen, konnte es nicht, so lähmte ihn der rätselhafte Bann. Wie sie ihn ansah, als müsse sie seine Seele durchblenden und könne nichts finden, das vor ihr Bestand hielt. Doch diese Gedanken stieß er weg, nur eines war ihm bewußt: er stand hier vor ihr, zu der die Sehnsucht ihn trieb. Das schöne, ihm so überlegen scheinende Wesen dort, es reizte ihn unwiderstehlich, er mußte es besiegen oder wollte vor ihm vergehen.

Lydia war es, die den Bann brach, indem sie rief: „Doktor Morner!“

Wie er zusammenfuhr. Aber diese Stimme, die seinen Namen rief, hatte etwas so Klares, Jubelndes. Er wußte nicht, was er tat, er war auf sie zugestürzt, mit ausgebreiteten Armen hatte sie ihn empfangen. Kein Wort mehr, keine Bewegung, nur eng und fest hielten sie sich umschlungen —.

Im Garten tanzten die Elfen zum Takte des Springquells, dann huschten sie hinunter in den Park, setzten den Reigen fort auf dem tauigen Rasen vor dem See. glitten zwischen Baum und Busch im neckischen Spiel; nur die Schwäne schauten ihnen zu und trugen sie, langsam rudern, aufs andere Ufer hinüber, als die Turmuhr Mitternacht ankündigte. Der Mond stand hoch, kühl und bleich lag sein Licht über den schlafenden Blumen, Haus und Garten glichen einem Märchenland, das fernab von der Wirklichkeit lag.

In der Loggia, hinter dem lauschigen Gerank von Ginzinen und Gaisblatt, saßen Lydia und Morner. Der Arzt erzählte dem geliebten Weibe, wie er die Qual der Trennung von ihr nicht mehr ausgehalten in der Schweiz, wie er sich kurz entschloß, zurückzukehren, in die Heimat seiner Sehnsucht. Zur späten Stunde angekommen, nahm er sogleich den Weg zu ihr, drang in den Park und verbrachte eine lange Zeit unter den Bäumen, bis er es nicht mehr aushielt, der Loggia näher und näher schlich, da er sie hier vermutete.

Sie hörte ihm zu, hing mit ihren Augen an seinen Lippen. Von dem süßen Geheimnis ihres Zusammenseins wußte niemand als der treue Fripp, der nun vor ihren Füßen auf dem Teppich lag. Es war spät, als sie den letzten Kuß tauschten und Morner durch die geheime Pforte, durch die er gekommen, den Park auch wieder verließ. —

X.

Wo sich der Arzt nun sehen ließ, begann man auch bald von der Baroness Ester zu sprechen. Die Damen konnten sich dann nicht enthalten, zu fragen:

„Herr Doktor, ist's wirklich wahr, daß sie sich mit der Baroness verlobten?“

„Ei freilich,“ gab er dann zur Antwort.

„Wann heiraten Sie denn?“ frug man weiter.

„Bald, bald,“ gab er stets zurück.

„Na, hören's! Vielleicht schon im Herbst?“

„Gewiß, gewiß.“

Alles bejahte er, nie ward er böse oder unwillig beim Ausfragen. So hatten sie ihn früher nie gesehen, die Bekannten. Von seinen Launen bemerkte man kaum mehr etwas. Ja, ja, die Sirene in der weißen Villa hatte ihn im Garn. Wie so etwas nur möglich war bei Morner, der nie heiraten wollte. Aber eben, stille Wasser gründen tief!

Natürlich wurde auch Ketten überall ausgefragt. Dieser aber brachte so Unmögliches vor, daß man ihm fast nicht mehr glauben konnte. Am schlechtesten kam man bei des Doktors Schwester an. Bei der hätte man allerdings wohl das Meiste erfahren können, aber die war so verschlossen. Machten sie sich an Fräulein Holding, dann stellte die sich direkt dumm und kam mit ihrem albernen „Ich weiß gar nix.“

Von dieser Verlobungsgeschichte hatten sich die Klatschbasen so viel versprochen und nun kam so wenig dabei heraus, man vergaß sie fast schon wieder.

Morner war immer hell auf, gar nicht mehr nervös. Ganz anders war er geworden. Was die Liebe nicht für Wunder vollbringt, meinte die Hofrätin. Ein Wunder schien es freilich, doch Ketten konnte es sich erklären, er, der seinen Freund kannte, der schon lange wußte, daß Hans und India für einander geschaffen waren.

Ein Monat war seit jenem Abend in der Loggia verfloßen, aber Morner hatte noch keine günstige Gelegenheit gefunden, um India in sein Heim einzuführen, obwohl sie so sehr darnach verlangte. Aber es galt, Berta auf das Ereignis vorzubereiten, und das schien nicht so leicht zu gehen, denn Morner mußte sehen, wie feindlich die Schwester seiner Braut gegenüberstand. Berta nannte sie „die große Sünderin“, und mit der wollte sie keine Gemeinschaft haben. An dieses Hindernis hatte Morner nie gedacht, sich wenigstens nie ausgemalt, daß es zu einem solchen Berge auswachsen könnte. Weniger wie nie war er jedoch geneigt, der Schwester irgendwie nachzugeben. Er kannte ihre Verdienste sehr wohl, seine Liebe zu India verwichte nicht einen Strich davon, aber auch umgekehrt, stand ihm sein Glück zu hoch, um es sich durch die Schwester gefährden zu lassen. Berta vermied jede Auseinandersetzung über dieses Thema, aber Morner fühlte die Spannung, die zwischen ihr und India herrschte. Er wollte nicht eher ruhen, bis Berta ihr Vorurteil für seine Braut abgelegt hatte. Die feinfühlende India trug nebst ihrer Liebe keinen höheren Wunsch, als sich die Zuneigung der künftigen Schwägerin zu gewinnen. Fräulein Holding sollt als Vermittlerin Berta bewegen, mit ihr die Baronesse zu besuchen, und das gelang denn auch. Das Eis, das Bertas Brust umpanzerte, war anscheinend gebrochen und für den folgenden Tag wurde das Schwesternpaar zum Abendessen in die Villa geladen. Morner schien der glücklichste Mensch, nun hoffte er zuversichtlich, India werde auch an Berta ein Wunder vollbringen.



R. S. Schobinger, Luzern.

Eingeschlafener Bauer (Curnis 1916).

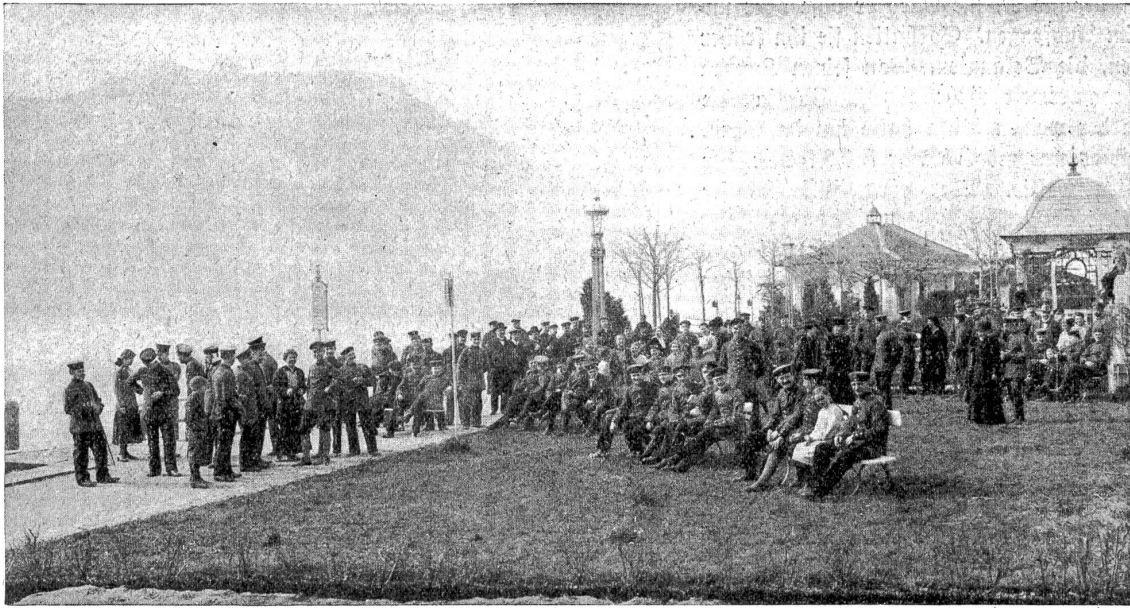
Schobinger hat seinen schlafenden Bauer mit dem seelenvollen Verständnis gemalt, das uns sofort sympathisch anspricht. Eine gewisse Feierlichkeit weht um den Schlaf des Greises. Keine unnötige Zutat der Umgebung stört sie. Sie ist im Gegenteil durch den Spruch an der Wand und die schöne Truhe noch erhöht.

Einzig Ketten mit seiner Braut war zu dem ganz einfachen und intimen Abendessen geladen. Die beiden Paare saßen sich gegenüber, oben an der kleinen Tafel hatte Berta den Ehrenplatz, sie saß am schmalen Ende und hatte Ketten zur Rechten, die Baronesse zur Linken. Ketten nannte die Schwester des Freundes heute nur „Madonna Berta“, er tat sein Möglichstes, um sie zum Sprechen zu bringen, aber er mußte einsehen, daß es ganz unmöglich, Berta zeigte sich verschlossener als je. Kalt und schweigsam saß sie da, Ketten mochte reden wie er wollte, Berta verhielt sich einfach stumm; alle bemühten sich um sie, aber gerade das wirkte gegenteilig auf sie, denn sie sagte sich: das sind deine Versucher, die alle im Banne der großen Sünderin liegen, sie sollen mich nicht verblenden. India konnte nicht anders als die wirklich eigenartige Schönheit Fräulein Morners bewundern; als Künstlerin fühlend, mußte sie sich mit der Bitte an sie wenden:

„Fräulein Berta, sie könnten einem Künstler, der hier wohnt, eine große, sehr große Freude bereiten, wenn sie ihm zum Porträt sitzen würden; Robia sah Sie gestern und sagte mir, er möchte Sie gerne malen. Würden Sie ihm das gestatten?“

Leicht errötend schüttelte Berta den Kopf und antwortete:

„Nein, ich habe wirklich keine Zeit und dann — einem Maler Modell sitzen könnte ich nicht.“



Deutsche Internierte in Weggis (Vierwaldstättersee).

(Kilchsee aus: Dr. Nagel, Liebestwerke der Schweiz im Weltkriege, Frobenius N.-G., Basel.)

„Du bist nicht sehr lebenswürdig, warf der Bruder dazwischen, den ersten Wunsch schlägst du deiner zukünftigen Schwägerin gleich kategorisch ab.“

Aber Lydia wehrte: „Nein, nein, es ist mein Fehler, ich darf das nicht von Fräulein Berta verlangen, sie kennt ja Nobia noch gar nicht.“

Ketten hatte mit Berta Mitleid, er konnte nicht anders als sagen: „Ich meine es auch so, wenn erst deine Schwester sich hier mehr eingelebt, wenn sie gesehen, daß hier gute, edle Menschen wohnen, dann wird sich sicher Fräulein Berta mal abkonterfeien lassen, warum auch nicht.“

Ketten erzählte etwas Lustiges, um die gedrückte Stimmung zu bannen, man lachte, Berta aber verzog nie die Lippen. Das Essen war vorüber und man ging in den Salon, wo Fräulein Holding auf dem Flügel spielte. Mit gesenkten Lidern hörte Berta zu. Als sie einmal aufblickte, bemerkte sie, daß der Bruder mit seiner Braut das Zimmer verlassen hatte, bald aber kehrten sie wieder und nun sagte Hans zu ihr:

„Übermorgen gibt uns Lydia die Ehre eines Besuches und bleibt zum Mittagessen. Nicht wahr, mein Lieb,“ wandte er sich an die Baronesse.

Lydia nickte und fügte bei: „Wenn es das Hausmütterchen gestattet, gern.“

„Bitte,“ antwortete Berta, mehr brachte sie nicht heraus.

Morner trat mit Lydia ans Fenster und dort sagte er:

„Wie ich glücklich sein werde, dich bei mir zu sehen — wenn ich nur eine gastlichere Schwester hätte.“

„Oh, lasse ihr nur Zeit,“ gab Lydia zurück.

„Bald haufen wir ja zusammen und niemand soll unser Glück trüben, niemand, auch die Schwester nicht.“

„Wir wollen uns hüten, in unserem Glücke ungerecht zu werden. Nein, ich will mir im Gegenteil alle Mühe geben, Deine Schwester zu erobern, und ich bin sicher, es wird auch bald geschehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die schweizerische Liebestätigkeit im Weltkriege.

Von Hans Zulliger, Ittigen. (Schluß.)

Ähnliche Zwecke wie die bereits erwähnten Vereinigungen verfolgen weitere Gesellschaften. Erwähnt sei nur noch die „Zentrale Hilfsstelle für Kriegsgefangene, Bern“, die besonders für die Verteilung von Brot an die Gefangenen sorgt.

Hilfswerk der schweizerischen Hochschulen für Kriegsgefangene Studenten.

Die schweizerischen Hochschulen haben sich organisiert, um den kriegsgefangenen Intellektuellen zu helfen. Ein Zentralkomitee verschiebt an die Lagerkommandanten Fragebogen. Auf diesen ist die genaue Adresse der Studenten, ihre militärische Einteilung, Universitätszugehörigkeit, Fakultät, Semesterzahl, Wünsche betreffend Lektüre und Briefverkehr einzutragen. Sobald die Bogen ausgefüllt zurück-

gelangt sind, wird den Bedürfnissen der gefangenen Universitätsbürger so weit als möglich entsprochen.

„Pro Captivis“, Hilfsstelle für Kriegsgefangene in Bern, Abteilung des schweizerischen Roten Kreuzes.

Pro Captivis, eine stadtbernerische Stelle für Kriegsgefangenenfürsorge, ist heute außer der internationalen Genfer Agentur die größte derartige Schöpfung. Sie entstand aus einer kleinen Vereinigung, welche sich zum Ziele setzte, das Los der in Konzentrationslagern weilenden Gefangenen und Zivilinternierten, sowie auch der in unser Land Evakuierten der kriegführenden Nationen erträglicher zu machen. Wie das Genfer Bureau, so zog auch diese Institution sofort alle Aufmerksamkeit auf sich. Der Zu-